

Niemand mag es aussprechen: Doch Israel steht vor der dritten Intifada

Zerplatzte Seifenblasen

von Bärbel Rabi

Man darf beruhigt sein, sich noch einmal gemütlich auf die andere Seite drehen und weiterschlafen, zumindest dann, wenn man israelischen Politikern blindlings und blauäugig Glauben schenkt und vertraut: Seit Wochen wird Israel zwar von einer Welle der Gewalt erschüttert, aber es handelt sich, so wird ständig und immer wieder von sogenannten informierten Quellen behauptet, nicht etwa um eine dritte Intifada, einen zentral organisierten neuen Aufstand der Palästinenser, sondern lediglich um einige „Vorkommnisse“. Da fällt es einem wirklich leichter, tägliche Zusammenstöße zwischen Palästinensern und Polizei sowie Terrorattentate, wie die vom 18. November 2014, als zwei bis an die Zähne mit Äxten, Messern und Revolvern bewaffnete Palästinenser frühmorgens in eine Synagoge stürmten, vier betende Juden brutal ermordeten und viele weitere verletzten, sowie zahlreiche weitere Messerattentate, bei denen unschuldige Bürger ihr Leben ließen, zu ertragen. Da nimmt man die stündlichen Angriffe auf israelische Fahrzeuge schon fast gelassen hin. Da schnalzt man höchstens noch mal kurz mit der Zunge wenn man erfährt, daß in den vergangenen Wochen in Israel so viele Menschen bei Attentaten starben wie seit Jahren nicht mehr. Oder sollten die selbsternannten sogenannten Experten sich etwa doch irren? Der wichtigste Unterschied zwischen einer Welle der Ge-

walt und einer Intifada besteht doch darin, daß erstere vorüberschwappt, während letztere ein permanenter gewalttätiger Ausnahmezustand bleibt. Für uns Israelis bedeutet es vor allem eines: Umdenken; sich beim morgentlichen Aufstehen nicht mehr zu fragen ob, sondern wo ein weiteres Attentat stattfinden wird - und sich dementsprechend vorsichtig - falls das überhaupt möglich ist - zu verhalten. Die israelische Regierung lieferte nun den besten Beweis dafür, daß sie ihren eigenen wohlgewählten Worten keinen Glauben schenken kann und will: Wer Betonquader an Hunderten Straßenbahn-Haltestellen in Jerusalem aufstellt, zeigt, daß er mehr Terror, oder sollte man lieber „gewalttätige Vorkommnisse“ sagen, erwartet. Auch wurden waffentragende Bürger gebeten, die Polizei in ihrer Arbeit, die Bürger zu beschützen, zu unterstützen. Denn die verhältnismäßige Ruhe der vergangenen Jahre wurde damit erkaufte, daß man pragmatischen Palästinensern eine gewisse Hoffnung gab, mit friedlichen Mitteln einen Staat errichten zu wollen und es auch zu können, und indem man auf der anderen Seite militanten Extremisten die Hoffnung nahm, mit blutigem Terror Fortschritt zu erzwingen. Das Feuer in den Augen palästinensischer Kämpfer war erloschen. Jahre des Kampfes gegen Israels Übermacht hatten sie sichtlich ermattet und erschöpft. Die Leidenschaft

war dahin, denn der Kampf ums tägliche Brot, um Arbeit zollte seinen Tribut. Doch nun kann man wieder in vom Feuer des Hasses funkelnde Augen schauen. Bei arabischen Teenagern lodert ein langgeschürter, tiefer Haß, der vom schwierigen Alltag der Besatzung ständig genährt wurde. Und man sieht die matten, fast hilflosen Blicke ihrer Eltern, die keine Kraft mehr besitzen, sich ihren leidenschaftlichen Kindern in den Weg zu stellen und sie deshalb einfach gewähren lassen. Die Hoffnung, daß Verhandlungen auf eine langfristige Lösung des Konfliktes irgendwo hinführen, ist schon lange erloschen. Zu oft wurden Versprechungen gemacht, man werde sich an einen Tisch setzen und eine friedliche Lösung finden, die dann letztlich wie Seifenblasen zerplatzten, da beide Seiten eigentlich nicht wirklich an einer langfristigen Lösung mit für ihre Seite unangenehmen Begleiterscheinungen interessiert waren. Da blieb man lieber auf dem sicheren Status Quo. Bloß nichts riskieren, auch wenn als Hauptpreis ein Leben in Frieden für beide Seiten hätte herauspringen können. Die Schuld daran tragen die verantwortlichen Politiker beider Seiten. Sie haben die Verhandlungen mit Absicht verschleppt und in eine aussichtslose Sackgasse laufen lassen. Womit wieder einmal bewiesen wäre, daß den Politikern immer noch das Hemd näher

sitzt als die Jacke. Soll heißen: Das persönliche Interesse siegt letztlich über das der Allgemeinheit. Wichtiger scheint, die persönliche politische Karriere für eine weitere Legislaturperiode zu sichern, als sich unvorsichtig für irgendein Prinzip aus dem Fenster zu lehnen und ein unkalkulierbares Risiko hinsichtlich der eigenen Karriere einzugehen. Und so steht zu befürchten, daß dem uns allen Heiligen Land eine weitere schwere Zeit bevorsteht. Danach - keiner kann bis heute sagen, wann das sein wird - wird man genau an dem Punkt angelangt sein wie nach der zweiten Intifada - nur mit noch viel mehr Opfern auf beiden Seiten, noch mehr Leid in den Herzen vieler Menschen, die um ihre im sinnlosen Kampf umgekommenen Angehörigen trauern werden, deren Welt für immer aus den Fugen geraten sein wird und für die dann jedes Gerede über Verhandlungen um ein mögliches Ende des Konfliktes wie ein schlechter, geschmackloser Witz klingen werden.

Geflügelte Worte

Aus Gefälligkeit werden weit mehr Schurken als aus schlechten Grundsätzen.

Johann Gottfried Seume
*

Der Anführer eines großen Heeres kann besiegt werden; aber den festen Entschluß eines Einzigen kannst Du nicht wankend machen. **Konfuzius**

Zu Chanukka

Wofür es sich zu kämpfen lohnt

Seit meiner Jugend hat sich die Farbe und der Geschmack des Judentums verändert. Ich wuchs in einer Welt auf, in der die überwiegende Mehrheit der Juden sich danach sehnte, von den Nichtjuden akzeptiert zu werden, und deshalb ihr Jüdischsein an den Rand ihres Lebens verbannten.

Von kleinen Enklaven abgesehen, gab es in Großbritannien praktisch keine jüdische Erziehung. Zudem hatten zwei Weltkriege das jüdische Leben von zwei Generationen durcheinandergebracht, und die sozialen Umbrüche in Westeuropa brachten eine Generation kultureller jüdischer Waisen hervor. Was dabei überrascht, ist die Entschlossenheit einiger weniger, nicht aufzugeben.

Großbritannien war untypisch insofern, als die jüdische Gemeinde ausgesprochen spießbürgerlich war und an Kultur nicht das geringste Interesse hatte. Was es an Kultur gab, schien nur dank der anhaltenden Einwanderung aus Wien und den mitteleuropäischen Kulturzentren zu bestehen. Innerhalb der jüdischen Gemeinde existierte ein kulturelles Judentum so gut wie gar nicht.

Frankreich war anders. Hier gab es, und gibt es heute noch, eine lebendige säkulare jüdische Tradition, genau wie in Belgien, den Vereinigten Staaten und selbstverständlich auch in Israel. Dank dieser Einflüsse von außen kann man einen Anstieg der säkularen Kultur als Ausdruck jüdischer Identität auch in Großbritannien beobachten.

Wenn wir in die Zeit von Antiochus IV. und des Aufstands der Makkabäer zurückblicken, finden wir eine ganz ähnliche Situation vor. Babylon war das New York jener Zeit, die Stadt, in der die meisten Juden lebten. Juden gab es auch in den wirtschaftlichen und politischen Zentren der damaligen Welt, das heißt in Alexandria, Rom und sogar weit im Osten, in Indien.

Auch damals schon waren Ju-

den also eine facettenreiche und multikulturelle Menschengruppe. Dennoch identifizierte man sich auch in jener Zeit mit einem Land und seiner Kultur im Kern über seine religiösen Traditionen, auch wenn das Ausmaß dieser Identifikation natürlich variierte.

Alexander der Große hatte die Idee einer intellektuellen Kultur ins Leben gerufen, einer Kultur, die sich über verschiedene Kontinente und verschiedene religiöse Traditionen erstreckte. Die griechische Kultur schuf die erste kulturenübergreifende Tradition, deren technologische und methodische Innovationen das Judentum entlieh, während es ihren Rationalismus und Materialismus zurückwies.

Im Land Israels hatte Alexander den Juden gestattet, ihre religiösen Bräuche fortzuführen, solange sie sich im Politischen der übergeordneten Macht seines Reiches unterwarfen. Nomineller Führer der Juden war der Hohepriester. Bislang ein religiöses Amt, wurde es jetzt zu einem politischen.

Rivalisierende Priesterfamilien brachten sich mithilfe von Bestechung und Intrigen an die Macht und spielten die rivalisierenden Mächte, die nach Alexanders Tod sein Reich untereinander aufgeteilt hatten und sich um die Vorherrschaft im Land Israels bekriegten, gegeneinander aus. Israel stand in der Mitte, gefangen zwischen den Ptolemäern in Ägypten und den Seleukiden in Syrien.

Die Priester bildeten eine Partei, die Sadduzäer, deren Name sich von der herrschenden Priesterfamilie Zadok her-

leitet. Der überwiegende Teil der Klasse der Priester und Kaufleute war wohlhabend und ausgesprochen griechenfreundlich. Sie übernahmen von den Griechen die Kultur und mehr. Sie brachten das Theater, den Zirkus und Spiele nach Jerusalem. Die armen Bauern standen mehrheitlich auf der Seite der Rabbiner, die den Namen Pharisäer annahmen (wörtlich: die Rebellen). Sie waren nationalistischer und widerständiger gegen kulturelle Einflüsse von außen.

Die beiden Parteien stritten sich um die Macht, und bekämpften sich im Verlauf der folgenden 200 Jahre mit großer Verbitterung und Gewalt. Tatsache aber ist, daß die überwiegende Mehrheit der jüdischen Bevölkerung auf dem besten Weg war, sich in der neuen und aufregenden griechischen Welt zu assimilieren; und die Juden wären damals bald von der Bildfläche verschwunden, hätte Antiochus IV. 168 nicht den fatalen Fehler begangen, auf den Rat einiger assimilierter Juden zu hören.

Sie schlugen vor, die Rabbiner durch ein Verbot zum Verschwinden zu bringen, und so beauftragte er seine Stellvertreter in Israel, den jüdischen Gottesdienst und die jüdischen Bräuche außerhalb des Tempels zu verbieten und den Tempel selbst zu einem Zentrum des Griechentums zu machen.

Wir Juden sind ein komisches Volk. Wenn man uns in Ruhe läßt, sind wir nur zu bereit, unsere Traditionen preiszugeben, sobald aber einer kommt und versucht, uns zu zwingen, werden wir pampig! Eine klei-

ne Gruppe frommer Männer beschloß, daß die Zeit gekommen war zurückzuschlagen. Hätte diese Handvoll religiöser Fundamentalisten sich nicht berufen gefühlt, den Reizen einer freien, liberalen und ausschweifenden Welt zu widerstehen, wären wir wohl von der Erde verschwunden. Chanukka erzählt die Geschichte, wie eine religiöse Überzeugung, auch wenn sie aus der Mode gekommen ist, widersteht und sich bewahrt. Kulturelle Identifikation hatte die Juden in eine Sackgasse geführt. So wichtig und wertvoll kulturelles Judentum auch war und ist, was uns am Ende unterscheidet, ist unsere religiöse Tradition.

Interessant, daß die nach dem Vorbild der Griechen ins Leben gerufenen jüdischen Spiele sich Makkabi nennen, richtete sich der Makkabäeraufstand doch zunächst gegen alles Kulturelle, wofür Griechenland stand. Später assimilierten sich die Makkabäer selbst und fühlten sich mehr römisch als jüdisch – genau aus diesem Grund erwähnt sie der Talmud mit keinem Wort! Und aus dem gleichen Grund taten die Rabbiner alles, um sicherzustellen, daß die primäre Botschaft Chanukkas nicht der militärische Sieg, sondern das spirituelle Überleben ist.

Die Moral dieser ganzen Chanukka-Geschichte ist also, daß wir ohne ein tiefgreifendes Engagement für eine jüdische Lebensweise verloren sind. Dennoch kann ein Fundamentalismus, der den technologischen Fortschritt nicht annimmt (dabei aber seine Integrität wahrte), nicht als lebendige Möglichkeit, sondern nur als Fossil überleben.

Doch man kann es sich nur dann leisten, sich mit anderen Kulturen zu beschäftigen, wenn man tief verwurzelt in der eigenen Kultur ist und über gründliches Wissen über sie verfügt. Sonst wird die dominante Kultur obsiegen.

Rabbiner Jeremy Rosen

Yad Vashem ausgezeichnet

Die Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem ist von der Website TripAdvisor zu einem der zehn weltbesten Museen gekürt worden. Die Seite entsteht durch Bewertungen von Reisenden aus der ganzen Welt. Avner Schalev, Prä-

sident von Yad Vashem, reagierte mit Stolz auf die Auszeichnung: „Diese eindrucksvolle Leistung ist der gemeinschaftliche Erfolg von allen Angestellten in den verschiedenen Bereichen unseres Museums.“

efg

European Souls In Dad's Hometown

To understand why Ukrainians are risking war with Russia to try to pluck themselves from Moscow's grip, I came to this village where my father grew up - to Karapchiv, Ukraine.

The kids here learn English and flirt in low-cut bluejeans. They listen to Rihanna, AC/DC and Taylor Swift. They have crushes on George Clooney and Angelina Jolie, watch "The Simpsons" and "Family Guy," and play Grand Theft Auto. The school here has computers and an Internet connection, which kids use to watch YouTube and join Facebook. Many expect to get jobs in Italy or Spain — perhaps even America.

"We feel our souls are European," Margaryta Maminchuk, 16, told me. "That is why we are part of Europe's future." The village school, which is in my great-uncle's old family mansion, invited me to speak to an assembly, and I asked the students how many identified as European. Nearly all raised their hands. These villagers aren't "important" and claim no sophisticated understanding of international events. But it's average Ukrainians like them who are turning this country around, defying President Vladimir Putin of Russia and his military because they dream to the West.

On past visits to this village, which my family fled in the 1940s, it seemed impossibly backward. It was near the Romanian border, a world apart from Kiev, the capital, and even a decade ago many houses lacked electricity and plumbing. Horses did the plowing. Nobody spoke English. If people went abroad it was to Russia.

Yet Ukraine has changed and opened up. Almost everyone now has electricity, plumbing and television, and many young men and women have traveled to Italy to find jobs. There is bewilderment that Poland is now so much richer

than Ukraine — and resentment at Moscow for holding Ukrainians back.

I asked Margaryta, the girl with the European soul, whether she could speak Russian. Everyone in the village can speak it, she acknowledged, but she added primly: "I will not speak Russian. I am a patriot."

Granted, significant numbers of Ukrainians in the eastern part of the country feel deep bonds with Moscow and want more autonomy. In the short term, despite a diplomatic accord reached with Russia and Ukraine that aims to defuse the crisis, President Putin may succeed in dismembering Ukraine. But, in the long run, he is both undermining his own economy and also driving Ukrainians forever into a Western orbit, as surely as the Soviets propelled Czechs to the West when they invaded in 1968.

Even here in the village, Ukrainians watch Russian television and loathe the propaganda portraying them as neo-Nazi thugs rampaging against Russian speakers.

"If you listen to them, we all carry assault rifles; we're all beating people," Ilya Moskal, a

history teacher, said contemptuously.

For people with such fondness for American culture, there is disappointment that President Obama hasn't embraced Ukraine more firmly. "The U.S. is being very slow and cautious," said Anatoly Marinchuk, a retiree, scolding gently. "You should be firmer, and quicker with financial assistance."

He's right, I think.

It's not just Ukrainians who are watching, and Putin himself, but all the world. We don't have great tools, but we can do more.

As Wesley Clark and Phillip Karber, two American military experts, suggested in a report to the Obama administration, the United States can do a far better job supplying nonlethal assistance to the Ukrainian military, in part to deter Russia. We can make clearer that Russia would face devastating banking sanctions if it invades Ukraine. We can send more officials on visits, and Obama would warm hearts if he found a way to quote the national poet and hero, Taras Shevchenko.

We should take heart from the recognition that backing Ukraine

places us on the right side of history. Ukraine has had wretched national leaders, so today leadership is coming from ordinary people who are driven by deep popular aspirations like those reverberating in my family's ancestral village.

Without moving an inch, this village has been an ever-changing place. When my father was born, it was Austria-Hungary. Throughout his childhood, it was Romania. In the 1940s, it became the Soviet Union. In 1991, it became the Republic of Ukraine. And, in 2014, by popular will, it is becoming part of the West. Ukrainians hope to avoid a war with Russia that they know they would lose. But many believe deeply that their futures depend on reorienting their country to the West. That they won't compromise on.

Ukraine faces difficult times ahead, but tectonic forces are propelling it westward. In the battle between Putin and Taylor Swift, I bet on Swift.

"We love your culture, and we want to be part of you," one man from Donetsk told me, almost beseechingly. "If you abandon us, we will never forgive you." **Nicholas Kristof**

Words that flow like wine

When it comes to writers, Czernowitz - first Austro-Hungarian, then Romanian, now Ukrainian - surely merits its own Appellation d'origine contrôlée. There must be something in its terroir that caused it to produce so many great novelists and poets: Aharon Appelfeld, Norman Manea, Dan Pagis, Paul Celan; not to mention Gregor von Rezzori.

Among these, the late von Rezzori is the only non-Jew. Moreover, his most famous book is entitled *Memoirs of an Anti-Semite*. When it was first published, many years ago, I interviewed him. An irate reader, mistaking fiction for confession, ended a tirade with the words: "May you both roast in hell". In fact,

von Rezzori was probably less deserving of the curse than me, as this wonderful novel bears witness.

An *Ermine* in Czernopol (first published in 1966, but newly and gracefully translated by Philip Boehm) is a fictionalized portrait of Czernowitz, as it appeared to its narrator between the two world wars. It demonstrates how great writing can emerge from a mishmash of nationalities, religions, cultures, political philosophies and sexual habits.

The narrator saturates the pages with memories of his parents; his aunts; his sister Tanya (doomed to die at 20); the worldly Romanian governor; the brigand who made a fortune and built a replica of the Taj Mahal to house his dead wives; his two daughters,

one a drug addict, the other a nymphomaniac; of Major Tildy, who married the first. Tildy is so dedicated to the redundant mores of the Austro-Hungarian empire that he challenges to a duel all who call into question the chastity of his sister-in-law. And then there are the Jews. The narrator's parents send him to a progressive school unaware that many of its pupils and staff, including the headmistress, are Jewish. Enlightenment comes when an aunt interrupts her nephew reciting the Shema. Discovery brings a long period of harmony to a close. But the book's trajectory only alters irreversibly when another aunt slaps Tanya around the face.

Clive Sinclair

Bilder von der Vollversammlung der



- 1- Lia König
- 2- der prall gefüllte Saal
- 3- v.l. Yitzchak Yalon, Rabbi Yossi Wassermann, Aharon Schächter u. Benny Hendel
- 4- v.l. Avraham Iwanir, Dan Marian, Yochanan Ron u. Prof. Elieser Glaubach-Gal
- 5- Collette Avital
- 6- Das Publikum erhebt sich zur Askara
- 7- Rabbi Yossi Wassermann

Bukowiner vom 9. Oktober 2014



- 8- Einlaß des Publikums
- 9- Yochanan Ron
- 10- Dr. Josef Govrin
- 11- Yitzchak Yalon
- 12- Yitzchak Yalon mit Rabbi Yossi Wassermann
- 13- Yochanan Ron überreicht Lia König die Urkunde
- 14- Dr. Josef Govrin

Aus den Czernowitzer Geschichten von Margit Bartfeld-Feller

Zirkus Kludski

Die Vergangenheit und die Erinnerung haben eine unendliche Kraft, und wenn auch schmerzliche Sehnsucht daraus quillt, sich ihnen hinzugeben, so liegt darin doch süßer Genuß.

Wilhelm von Humboldt

Nie hätte ich gedacht, daß dieser Platz noch existiert... Dieser kleine Bahnhof von Czernowitz, vor Jahren „Station Volksgarten“ genannt, war das Ziel unser Spaziergangs, der sich später in den traurigen Sammelpunkt unserer Deportation nach Sibirien verwandelte. Wir wollen, obwohl so viele Jahre verstrichen sind, mit Hilfe vom Taxifahrer Walja, eine Rundfahrt durch alte, vergessene Orte und Straßen der Stadt machen. Während wir langsam am Hauptbahnhof von Czernowitz vorbeifahren und links in die untere Synagogengasse einbiegen, bemerke ich ein immer noch unbebautes, ödes Gelände, das mich unerwartet an ein unvergeßliches Kindererlebnis, an den Zirkus Kludski erinnert.

Ein kleines Kind hatte damals, zu meiner Zeit, nicht viele abwechslungsreiche Zerstreungen: hie und da eine Geburtstagsfeier oder Spaziergänge bei jeder Witterung. Kein Kino, kein Fernsehen, von Computer, Internet - schon gar nicht zu reden und als größte, für ein Kind nicht sehr passende Unterhaltung, eine Hochzeit, zu der es von den Eltern im besten Falle mitgenommen wurde. Deshalb herrschte in mir eine erwartungsvolle, freudige Aufregung als Opapa Adolf vielverheißend, mit den Augen zwinkernd mitteilte, daß uns ein Besuch im Zirkus Kludski bevorstehe, der in unserer Stadt Czernowitz in Kürze gastieren sollte. Was war das für eine umwerfende Neuigkeit! Alle Gedanken und meine wißbegierigen Fragen, drehten sich nun nur um diesen ersten Besuch im Zirkus. Meine Mama setzte sich eiligst

an die Nähmaschine, um für mich ein neues Kleidchen für diesen Zweck anzufertigen. Es war aus weißem Markisetstoff, hauchdünn und leicht, einem Schäferwölkchen gleich. Froh hüpfte und tanzte ich um Mutter herum, umsomehr als sie mir zu gleicher Zeit über die verschiedensten Attraktionen, die bei einer Aufführung im Zirkus geboten wurden, erzählte. Deshalb ließ Opapas unvermittelte Mitteilung, daß der ersehnte Tag unseres Zirkusbesuches endlich gekommen war, mein Herz heftig pochen. Mutter zog mir das weiße Kleidchen behutsam an. Darüber wurde mir noch ein hübsches, rotes Golfjäckchen mit zwei Lufttaschen und goldenen, glänzenden Knöpfen gezogen. So fertig ausgestattet, stand ich gestriegelt und gebügelt vor Großvater, der mich zärtlich bei der Hand nahm. Er verkündete mir

noch feierlich, daß uns zuerst noch eine Besichtigung in der nahen Tier-Menagerie bevorstehe. Dankbar, drückte ich Opapas zarte, warme Hand, die meine kleine Kinderhand fest umschloß. Die ganze Zeit ununterbrochen plaudernd, gingen wir Hand in Hand. Unsere Unterhaltung drehte sich jetzt um Opapas Schilderung über die verschiedensten exotischen und wilden Tiere, die nicht weit vom Zirkus, im Tiergehege lebten. Dort wurden sie gefüttert, betreut, und gepflegt. Und so, ins Gespräch vertieft, standen wir auch schon vor den Kassen. Opa kaufte dort Eintrittskarten, wie auch an einem nahen Kiosk zwei Tüten mit kleinen

Semmelchen. Mich begeisterte der Gedanke, daß wir die Tiere vor der Vorstellung noch füttern durften. Die Tierschau begann, indem wir von Stand zu Stand gingen, die Tiere besichtigten und zu gleicher Zeit fütterten. Besonders viel Spaß bereiteten mir die großen Elefanten, die fast frei hinter einem niedrigen Zaun standen. Sie bewegten den Kopf mit ihren großen Ohren wiegend hin und her. Behutsam nahmen sie mit ihrem langen Rüssel ein Semmelchen nach dem

seinen Bauch mit beiden Händen und entblößte dabei die Zähne, von glucksenden Tönen begleitet, was den Anschein hatte, als wenn er mich in der Tat auslachte. Jedoch im selben Moment fühlte ich in einer Tasche meines Golfjäckchens etwas kribbeln. Vor lauter Schreck konnte ich gar nicht nachsehen, was sich in meiner Tasche eigentlich bewegte.

Doch Opapas beobachtender, gütig lächelnder Blick, machte mich mutiger. Ich steckte meine Hand zaghaft in die Jackentasche, wo ich den „listigen Dieb“ anfühlen konnte. Es war ein schlauer Elefant, der seinen langen Rüssel in meiner Tasche verschwinden ließ, wo sich noch ein Semmelchen versteckte, das er herausbekommen wollte, was ihm letztens auch gelang. Belustigt verließen wir die dreisten, unersättlichen Elefanten und begaben uns mit großer Vorfreude in den angrenzenden Zirkus, wo die Vorstellung auch sogleich begann.

Zum ersten Mal sah ich einen Zirkus - ein kugelförmiges Zelt. Opa erblickte nicht weit von der runden Arena unsere Plätze. Während wir uns setzten, nahm er mir mein Jäckchen ab und schon verführte mich die einladende Musik einer Quadrille ins verlockende Märchenland von allerlei Attraktionen: Dressierte Tiere mit ihren Dompteuren, Gymnasten, Seiltänzern, Clowns und noch vieles mehr. Animiert, sah ich zu, wie vier stolze Schimmel sich im Dreivierteltakt tanzend bewegten und graziös einen Walzer zum besten gaben. Vier Reiterinnen in silbrig glitzernden Kostümen erschienen aus dem dunklen Hintergrund der Manege. Geschickt warfen sie sich

(Fortsetzung auf S.7)



Margit Bartfeld-Feller

anderen aus meiner Hand und warfen es mit einer unglaublich geschickten Bewegung ins aufgerissene Maul. Es kostete Opapa viel Mühe, mich von den Elefanten wegzubringen und auf die Schimpansen aufmerksam zu machen, die sich gegenüber den Elefanten befanden. Endlich drehte ich mich zu den lustigen Affen um. Jetzt stand ich schon mit meinem Rücken zum Freigehege der Elefanten und ließ mich vom drolligen „Affentheater“ amüsieren. Belustigt, mit Leib und Seele in ihr Treiben vertieft, sah ich zu, wie ein Affe geschickt die Papierhülle von einem Bonbon entfernte und ihn mit Genuß verzehrte. Ein anderer Affe kratzte vergnügt

Zirkus Kludski

(Fortsetzung von S.6)

in die Sattel der ununterbrochen galoppierenden Pferde. Mit angehaltenem Atem sah ich zu, wie ein Fakier mit leisen, langgezogenen Tönen seiner Flöte eine Schlange beschwor, die er aus dem Gefäß, in dem sie sich befand, herauslockte. Diese im Zirkus als Kind erlebte Szene, blieb in mir so lebhaft wach, daß die Erinnerung mir viele Jahre später als Süget für den erfolgreichen Tanz „Fakir und Schlange“ diente. Begeistert klatschten die Zuschauer nach jeder Nummer. Die Musik und die abwechslungsreichen Darbietungen waren für mich aufregend. Mit Herzklopfen kaute ich unbewußt an einem Zipfel vom Saum meines dünnen Markisettkleidchens. Ein Clown mit riesengroßen Schuhen, über die er immerfort stolperte und sogar ungeschickt zu Boden fiel, wurde von einer Schar kleiner flinker Hündchen hartnäckig verfolgt. Sie bellten laut, gaben es jedoch nach mehreren Versuchen auf, den Clown doch noch zu erreichen und verschwanden blitzschnell im dunklen Hintergrund. Daraufhin begann der endlich befreite Clown auf einem kleinen Akkordeon, das auf seiner Schulter hing, zu spielen. Mit dem Liedchen: „Zottelbär, rüttel dich, Zottelbär, schüttel dich“ lockte er einen großen, braunen Bären in die Mitte der Arena. Dieser tanzte und wiegte sich tolpatschig auf beiden Tatzen hin und her. Das Publikum klatschte und sang im Takt sogar langsam mit. Der tanzende Bär und der Clown als Tierbändiger ernteten, sich immer wieder ungeschickt verbeugend lauten Beifall. Währenddessen drehte ich noch immer unbemerkt am Saum meines Kleidchens. Ich kaute und lutschte am immer größer werdenden Markisettknäuel, den ich zwischendurch ganz unbewußt in den Mund steckte, was meine Erregung zu dämpfen verhalf. Die nächste Glanznummer,

die mich magisch in den Bann zog, war das Erscheinen einer jungen Seiltänzerin in einem rosa Ballettröckchen, im Haar eine glitzernde rosafarbene große Masche. Ein winziger rosa Schirm, half ihr beim Balancieren das Gleichgewicht zu halten.

Entzückt über die kleine Künstlerin, die tapfer auf dem ziemlich hoch gespannten Seil furchtlos tanzte, bemächtigte sich meiner zugleich ein Gefühl lähmender Angst. Mir bangte um das kleine „rosa Wölkchen“, das über mir schwebte. Ich war dem Heulen nah - erst als die Melodie der bekannten Quadrille und der Applaus der stehenden Zuschauer ertönte, erwachte ich aus dem halszuschnürenden Angstzustand. Auch Opa stand auf und beklatschte mit mir zusammen die Zirkuskünstler, die in der Manege vorbeidefiliierten und sich winkend vom Publikum verabschiedeten. Alle waren begeistert.

Doch der erstaunte, verunsicherte Ausruf von meinem Opapa: „Aber Margitchen, was ist denn los? Wo ist dein schönes Kleidchen?“ ließ mich erschrecken und betroffen meinen Blick schweifen. Leider vergebens. Auch ich konnte nur meine weißen Höschen sehen. Nach einer Weile, begriff Opapa langsam, was da geschehen war. Er drehte geschickt den gelutschten Markisettknäuel auf und nun konnte der stark zerknitterte, nasse Saum meines Kleidchens die entblößten weißen Höschen wieder bedecken. Das Rätsel war gelöst. Ich fühlte Opapas warme, zärtliche Hand, die meine liebkosend umspannte und mich in Richtung Ausgang leitete. Ich war begeistert vom einmalig Erlebten und noch mehr vom Verständnis meines lieben Großvaters, der mich vor einer Blamage taktvoll und schonend bewahrt hatte. So endete glücklich mein erster und auch mein letzter Zirkusbesuch in Czernowitz.

Czernowitzer Kochbuch



Kartoffelknisch



Ein herrliches Czernowitzer Rezept ist der Kartoffelknisch, der nicht nur den Magen, sondern auch das Herz erwärmt. Im Winter ist er wunderbar sättigend und er erinnert mich an meine Kindheit, wenn meine Großmutter diese strudelartige Czernowitzer Spezialität zubereitete.

Zutaten für den Teig:

1/3 Glas Öl
5 große geschlagene Eier
1 TL Salz
2 1/2 Glas Wasser
1 Pfund weißes Mehl

Zutaten für die Fülle:

6 mittelgroße gekochte, geschälte Kartoffeln, abgekühlt und in einer Küchenmaschine zerkleinert,
1 Pfund Zwiebel, gehackt und in der Pfanne ausgelassen,
2 große geschlagene Eier
2 TL Salz
1/2 TL frisch gemahlener Pfeffer

Zubereitung:

Für den Knisch-Teig, das Öl mit den Eiern, dem Salz und

dem Wasser verquirlen. Das Mehl hinzugeben und gut durchkneten. Wenn nötig etwas Wasser hinzugeben, so daß ein glatter seidiger Teig entsteht. Die Arbeitsplatte mit etwas Mehl ausstäuben und den Teig darauf geben. Nun den Teig mit Nylon-Frischhaltefolie abdecken und für etwa 15 Minuten ruhen lassen. Währenddessen die Fülle vorbereiten, in dem man alle Zutaten in einer großen Schüssel vermengt.

Den Backofen auf 180 Grad vorheizen.

Nun den Teig etwa 5 cm dick wie einen Strudel ausrollen, die Fülle gleichmäßig daraufgeben und verteilen und zu einem Strudel zusammenrollen.

Nun den Strudel auf einem mit Backpapier ausgelegten Backblech geben und mit Eiweiß bestreichen.

Für 35 Minuten im Ofen backen lassen bis er goldbraun ausgebacken ist und herrlich duftet. Den Strudel aufschneiden und heiß servieren.

Guten Appetit!

Arthur von Czernowitz

Danksagung

Wir bedanken uns von Herzen bei unserem Leser, Herrn **Chaim Arad**, Haifa, der den Hilfsfond für bedürftige Bukowiner Landsleute mit einer schönen Spende bedachte.

Der Weltverband der Bukowiner Juden

Berausende Erfindung

Daß Marihuana bei Krankheiten als Medizin wirkungsvoll ist, ist mittlerweile unumstritten. Jetzt hat ein Start-up-Unternehmen sogar ein Instrument entwickelt, mit dem die Droge verabreicht werden kann. Marihuana kann zukünftig per Inhalator konsumiert werden. Der Inhalator soll Ende 2014 in Pilotversuchen in Krankenhäusern im ganzen Land getestet werden.

efg

Impressum

Herausgeber: Weltverband der Bukowiner Juden, Arnon Str. 12, 63455 Tel Aviv, in Zusammenarbeit mit dem Dachverband der Organisationen für Holocaust-Überlebende (Merkas Halgunim).

Chefredakteurin: Bärbel Rabi
English Desk: Arthur Rindner
Redaktionsschluß der Januar-Ausgabe: 15. Dezember 2014.

Die Redaktion weist ausdrücklich darauf hin, daß die Inhalte und Meinungen der veröffentlichten Artikel allein in der Verantwortung der jeweiligen Autoren liegen und nicht in der der Redaktion.

Das Büro des Weltverbandes der Bukowiner Juden ist montags und mittwochs zwischen 8 und 12 Uhr für den Publikumsverkehr geöffnet.

Konservativer gewinnt Wahl

Klaus Johannis neuer Präsident Rumäniens

Überraschend hat sich der deutschstämmige Konservative Klaus Johannis gegen den linken Regierungschef Ponta durchgesetzt. Damit bekommt Rumänien zum ersten Mal einen Präsidenten, der einer Minderheit angehört.

Der bürgerliche Politiker kam auf fast 55 Prozent und besiegte damit seinen sozialistischen Rivalen, Ministerpräsident Victor Ponta. Rumänien bekommt damit erstmals ein gewähltes Staatsoberhaupt, das einer nationalen Minderheit angehört. Ponta hatte seine Niederlage noch in der Wahlnacht eingestanden und dem Wahlsieger gratuliert.

In Umfragen vor der Wahl hatte Ponta noch wie der sichere Sieger ausgesehen. Die Stichwahl zwischen ihm und Johannis war notwendig geworden, nachdem im ersten Wahlgang keiner der insgesamt 14 Kandidaten eine absolute Mehrheit erreicht hatte.

Ponta lag damals bei gut 40 Prozent und damit etwa 10 Prozentpunkte vor Johannis.

Zu dessen Sieg dürfte die hohe Mobilisierung der Wähler beigetragen haben. Die Wahlbeteiligung lag mit 62,04 Prozent um zehn Prozentpunkte höher als im ersten Wahlgang.

Im Ausland beteiligten sich 378.811 Rumänen an der Abstimmung, erklärte das Wahlbüro und korrigierte damit frühere Angaben nach unten. Motiviert hatte die Auslandsrumänen wohl auch die Tatsache, daß in der ersten Wahlrunde Tausende von ihnen ihre Stimme nicht abgeben konnten, weil die Konsulate den Ansturm nicht bewältigten. Auslandsrumänen wählen traditionell nicht links.

Daher warfen Johannis' Anhänger der Regierung vor, den Urnengang dieser Wählergruppe absichtlich erschweren zu wollen. Die Präsidentenwahl im Jahr 2009 war mit einem Stimmenunterschied von nur 70.000 gegen den damaligen linken Kandidaten entschieden worden. Insgesamt gab es dieses Mal 294 Wahllokale im Ausland. *efg*

50 Jahre deutsch-israelische Beziehungen

Es darf gefeiert werden. 2015 ist das Jahr, in dem die diplomatischen Beziehungen zwischen Israel und Deutschland 50 Jahre alt werden. Ein halbes Jahrhundert wachsender Freundschaft, mit der anfangs niemand gerechnet hatte.

Die außergewöhnliche Erfolgsgeschichte nach den Gräueltaten der Nazis wird im kommenden Jahr in beiden Ländern mit einer Vielzahl verschiedener Veranstaltungen gewürdigt. Es wird Musik, Sport, Tanz und Theater geben, Ausstellungen, Lesungen, Messen, Austauschprogramme und anderes mehr. Den Auftakt machen im Januar in Berlin die „Violins of Hope“ zum 70. Jahrestag der Befreiung von Auschwitz.

Seit einigen Tagen ist eine bilaterale Website der beiden Außenministerien auf Deutsch, Hebräisch und Englisch online. Unter www.israel50deutschland.org kann das komplette Programm nachgelesen werden.

Den Startschuß zum Jubiläumsjahr gaben der deutsche

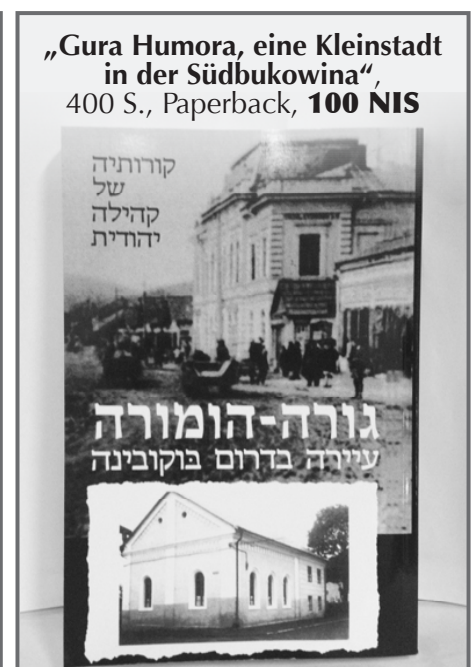
Botschafter in Israel, Andreas Michaelis, und Israels Staatspräsident Reuven Rivlin während der Feierlichkeiten zum Tag der Deutschen Einheit Anfang Oktober. „Die einzigartige Beziehung beider Länder hat eine neue Qualität erlangt“, sagte der Botschafter.

Mit Blick auf die Lage im Nahen Osten forderte er, der „Kreislauf der Gewalt“ müsse durchbrochen werden. Israel brauche Stabilität und Frieden – diesem Ziel sei Deutschland verpflichtet. „Die zunehmend schwierige Lage darf keinen Anlaß dazu geben, sich von diplomatischen Bemühungen zurückzuziehen. Im Gegenteil: Wir müssen unsere Anstrengungen gerade jetzt verdoppeln“, so Michaelis.

Rivlin nannte die Beziehungen der beiden Länder „nicht mehr nur existenziell“, sondern bezeichnete sie als eine besonders innige Freundschaft. Dies sei aber nicht immer so gewesen und man habe um dies Freundschaft gekämpft.

Sabine Brandes

Der „Weltverband der Bukowiner Juden“ bietet folgende Bücher in hebräischer Sprache zum Verkauf an:



Alle drei Werke wurden von Yad Vashem unterstützt und gehören in die Bibliothek eines jeden, dessen Wurzeln in der Bukowina liegen.

Alle Bücher können beim Weltverband direkt telefonisch bestellt und per Check oder Kreditkarte (zuzüglich des Portos) bezahlt werden. Unser Büro steht Ihnen für Bestellungen und Anfragen von sonntags bis mittwochs zwischen 8.30 und 12.00 unter 03-5226619 oder 03-5270965 zur Verfügung.